

Anatoli Uschomirski

HILFE, JESUS, ich bin Jude

Ein Leben zwischen den Welten

SCM
Hänsler

INHALT

Ein Geschenk Gottes für uns!	11
Hilfe, ich bin ein Jude!	13
Juden in der Ukraine	13
Meine Familie – und meine Clique	16
Gibt es Gerechtigkeit?	18
Eine schreckliche Entdeckung	18
Ein Brief aus Kiew	20
Gott redet durch Menschen	23
Gott klopfte zweimal bei mir an	23
Die beste Ehefrau von allen	24
Beim Militär	27
Hochzeit mit Hindernissen	29
Auf der Suche nach der Wahrheit	31
Düstere Zeiten	31
Das Buch »Verraten«	34
Ist das Neue Testament antisemitisch?	36
Eine messianische Gemeinde oder:	
Warum sind diese Menschen anders?	37
Die erste Gebetserhörung	38
Der Wendepunkt	39
Auswanderung nach Deutschland	43
Es gab genügend Gründe	43
Warum wandern Juden gerade nach Deutschland aus? ...	46
Mit dem Zug nach Westen	49
Das neue Leben in Deutschland	52
Im Übergangswohnheim	52

»Sagen Sie niemandem, dass Sie Jude sind!«	54
Zum ersten Mal in die Synagoge	57
Die Bibel vom Sperrmüll	58
Irina Uschomirski erzählt	59
»Wann gehen Sie nach Israel?«	62
Mein neuer Auftrag in Deutschland	64
Eine entscheidende Begegnung	64
Eine neue Berufung – ein neuer Dienst	65
Josef – ein Vorbild	66
Als Mitarbeiter beim »Evangeliumsdienst für Israel«	69
Meine geistlichen Eltern	69
Marga und unsere neue Wohnung	70
»Haben Sie einen Auftrag vom Oberkirchenrat?«	72
Noch ein Puzzlestück	74
Gemeindegründung	74
Die Begegnung mit einem ehemaligen Nazi	76
»Ist es ein Fluch, Deutscher zu sein?«	78
Evangelische Kirche und messianische Juden	80
»Da gedenkt man der Toten und will die Lebenden nicht haben«	81
Meine Berufung zum Leiter	82
Eine neue Perspektive: messianische Jugendfreizeiten	84
Ich habe keine Erfahrung mit Jugendlichen!	84
Eindrückliche Erfahrungen mit Jugendlichen	86
Gott spricht in mein Leben hinein	98
Eine schwere Erfahrung	98
Was bedeutet es, ein Jude zu sein, der an Jeschua glaubt?	100
Ein neuer Impuls von Gott: Theologie studieren!	101

Eine neue Berufung wird sichtbar	109
Sie betete: »Gott hat Israel zu mir nach Hause gebracht!«	109
»Diese sechs Stühle hängen mir am Hals!«	110
»Judenschwein« und »Nazischwein«	113
Monika erzählt von ihren Großeltern	115
Simon, ein ungewöhnlicher Junge	116
Michaela bittet mich, ihr und ihrem Vater zu vergeben	118
Gisela und ihr nationalsozialistischer Vater	120
Mit Horst in Auschwitz	122
Mit Hartmut Renz in Yad Vaschem	122
»Die Deutschen werden den Juden Auschwitz nie verzeihen«	124
Musste man unbedingt Juden umbringen, um sich schuldig zu fühlen?	125
Frau Mayer bittet um Vergebung	127
»Du musst diesen Menschen helfen!«	128
»Ich will segnen, die dich segnen«	129
»Ich strecke mich aus nach wirklicher Buße, nach Vergebung ...«	131
Anhang zu verschiedenen Themen	140
Die Bibel zur Frage des Generationenfluches	140
Warum deuten Juden und Christen Jesaja 53 unterschiedlich?	143
Zur Frage der »Fischer und Jäger«	145
Eine jüdische Taufe?	150
Messianische Juden und die christliche Kirche	153
Die Verfolgung der Juden im Mittelalter	159
Martin Luther und die Juden	162
Die Aufklärung und die Neuzeit	164
Jüdische Wurzeln des christlichen Glaubens	166

Die Entwicklung der messianischen Bewegung	172
Was hat der Kirchentag mit messianischen Juden zu tun?	177
Kirche und Juden	177
Leserbriefe	184
Wer sind messianische Juden?	188
»Wir wollen Brücken bauen!« –	
Interview mit dem ERF Online	194
Anmerkungen	211

Ein Geschenk Gottes für uns!

Vorwort von Ulrich Parzany

Ich freue mich über dieses Buch. Es beweist mir die Treue Gottes zu seinem Volk Israel. Ich kann es nur als ein Zeichen der unverdienten Gnade Gottes sehen, dass trotz der Verbrechen an jüdischen Menschen in der Nazizeit heute wieder so viele Juden in Deutschland leben. Ein besonderes Wunder sind die kleinen, aber wachsenden Gemeinden messianischer Juden.

Anfang 2012 war ich zu Gast bei Anatoli und Irina Uschomirski in ihrer Wohnung in Echterdingen. Irina hatte ein wunderbares Abendessen bereitet. Ich hörte staunend, was beide mir aus ihrem Leben erzählten. Beim Lesen dieses Buches fühlte ich mich an jenen Abend zurückversetzt – erschüttert und beschenkt. Ein jüdisches Ehepaar findet den Messias Jesus, und durch ihn entdeckt es seine jüdische Identität.

Das verstehen viele nicht. Sie meinen, dass ein Jude zum Christentum konvertiert, wenn er an Jesus Christus glaubt. Nein, Jesus war Jude, alle zwölf Apostel waren Juden, Paulus war Jude, die Jerusalemer Urgemeinde bestand aus Juden. Sie wären nie auf den Gedanken gekommen, etwas anderes zu sein. Sie haben in Jesus die Erfüllung der Geschichte Gottes mit dem Volk Israel erlebt. Und sie erlebten staunend, dass Gott den Bund mit Israel für die Völker öffnete. An der Lebensgeschichte von Anatoli und Irina Uschomirski wird das unmittelbar verständlich. Anatoli zeigt den Lesern, wie Fehlentscheidungen in der Kirchengeschichte und skandalöses Fehlverhalten der Kirchen bis heute messianischen Juden das Leben schwer machen.

Die Begegnung mit Anatoli Uschomirski ist für mich die Fortsetzung einer vierzigjährigen Geschichte mit meinem Freund und Lehrer Alfred Burchartz, dem Gründer und langjährigen Geschäftsführer

des Evangeliumsdienstes für Israel. Er ist als Jude durch tiefes Leid gegangen und erkannte auf schier unfassbare Weise Jesus als seinen Messias. Er hat mich und viele Christen gelehrt, das Neue Testament gründlicher aus jüdischer Perspektive zu verstehen. Nur so kann es überhaupt verstanden werden.

Als Ende der 1970er-Jahre in den evangelischen Kirchen bestritten wurde, dass die Verkündigung des Evangeliums von Jesus zuerst den Juden gilt (Römer 1,16), hat Alfred Burchartz in Wort und Schrift dagegen die Position messianischer Juden vertreten. Im Dezember 1979 veröffentlichte er in dem von mir herausgegebenen Magazin SCHRITTE einen Vortrag zum Thema »Judenmission – eine andere Art Holocaust? Stellungnahme zu einer Kontroverse«. Leider wurde die Stimme des an Jesus glaubenden Juden in der evangelischen Kirche nicht gehört.

Anatoli Uschomirski setzt diesen Dienst als Theologischer Referent des Evangeliumsdienstes für Israel fort. Er und andere messianische Leiter der jüngeren Generation können uns in den christlichen Gemeinden helfen, die biblischen – und das heißt: jüdischen – Wurzeln unseres Glaubens an Jesus Christus besser zu verstehen. Sie sind ein Geschenk Gottes an uns. Hoffentlich wissen wir das zu schätzen!

Ulrich Parzany

HILFE, ICH BIN EIN JUDE!

Juden in der Ukraine

Ich wurde am 8. April 1959 als Kind jüdischer Eltern geboren. Meine Familie lebte in Kiew, der Hauptstadt der Ukraine. Diese ist eine riesige Metropole mit ca. 3 Millionen Einwohnern, von denen sehr viele Juden waren, die meisten von ihnen assimiliert. 70 Jahre Kommunismus sind auch an ihnen nicht spurlos vorbeigegangen. Oft war es nur der Nachweis im Pass, der ihre jüdische Identität bescheinigte. Auch meine Familie war nicht besonders religiös und eher säkular geprägt, auch wenn wir auf dem Papier Juden waren.

Die meisten ukrainischen Juden kannten kaum die Geschichte ihres Volkes und wussten nichts vom Gott ihrer Väter. Trotzdem konnte man Juden von den Ukrainern unterscheiden. Ihre Gesichtszüge, Gewohnheiten, Sprache, Witze, Essen waren einfach anders. Es gab schon immer offenen oder auch verborgenen Antisemitismus in der Ukraine. In den Überlieferungen, Witzen und Erzählungen hat man Juden als gierige und hässliche Personen verabscheut. Im Personalausweis musste man unter Punkt 5 die Nationalität eintragen. Wer dort als Ukrainer oder Russe registriert war, hatte Glück. Alle Türen standen ihm offen: ein Studium, gute Arbeitsstellen ... Für die Juden sah es anders aus. Es gab ein ungeschriebenes Gesetz, dass auf der Universität in Kiew nur ein geringer Prozentsatz von Juden aufgenommen werden durfte. So verhielt es sich auch in den Betrieben: Es gab kaum Juden, die eine große Firma leiteten. Gleichzeitig versuchte jeder Chef, einen

jüdischen Berater einzustellen, weil Juden schon immer sehr gebildet waren.

Als ich später die Geschichte der Juden studierte, habe ich verstanden, warum unser Volk so viel Wert auf Bildung legt. Die Juden wurden durch die Jahrhunderte überall gejagt und vertrieben. Oft mussten sie fliehen, um ihr Leben zu retten, ohne ihre Habseligkeiten mitnehmen zu dürfen. Das Einzige, was sie immer dabei hatten, waren ihre Intelligenz und ihre hohe Bildung. Deswegen haben Juden schon immer enorme Leistungen erbracht, um ihren Kindern ein Studium zu ermöglichen.

Punkt 5 im Personalausweis war für die Juden in der UdSSR wie ein gelber Stern. Es gab auch viele Witze darüber, bis zur Bezeichnung: »die Behindertengruppe 5«. Kein Jude wollte, dass andere in seinen Personalausweis blickten. Sich öffentlich als Jude zu bekennen, war peinlich.

Mit zehn Jahren wurde ich zum ersten Mal mit meiner jüdischen Identität konfrontiert. Zwei Mitschüler verprügelten mich grausam ohne jeglichen Grund. Dabei hörte ich von ihnen die Worte: »stinkender Jude«. Offensichtlich hatte das aber nichts mit meiner Hygiene zu tun.

Woran konnte man erkennen, dass ein Kind aus einer jüdischen Familie stammt? Es gab in den Schulklassen Namenslisten von allen Schülern, auf denen nicht nur die Namen, sondern auch die Nationalität der Schüler standen. Wir vier Juden in der Klasse hatten immer Angst, wenn der Lehrer diese Liste in den Pausen auf seinem Tisch offen liegen ließ. Wir wollten auf keinen Fall, dass unsere Klassenkameraden in die Liste gucken und unser Geheimnis entdecken.

Ich habe damals nicht verstanden, warum ich so abschätzig als stinkender Jude bezeichnet wurde. Jahrzehnte später habe ich erfahren, woher der Ausdruck stammt. Im Anhang werde ich erläutern, woher diese Beschimpfung stammt. Damals, in meiner Kindheit, hätte ich das nicht wissen können. Also wollte ich herausfinden, was es damit auf

sich hatte. Zu Hause stellte ich meiner Mutter viele Fragen: Was heißt Jude? Ist es etwas Schlechtes, ein Jude zu sein? Warum hasst man uns? Kann ein Jude ein Nichtjude werden, um sich alle Unannehmlichkeiten im Leben zu ersparen? Meine Mutter war nicht in der Lage, mir solche Fragen zu beantworten. Sie glaubte an die kommunistische Partei, den Internationalismus und an große sowjetische Ideale. Ihr Bruder war mit 19 Jahren im Krieg gegen die Deutschen ums Leben gekommen. Vier ihrer Onkel ließen ihr Leben im Kampf für die Sowjets. So versuchte sie mir beizubringen, dass es einfach schlecht erzogene Kinder waren, die mich in der Schule beleidigten und schlugen. Das konnte ich nicht glauben, entschied mich aber, meine jüdische Identität nicht bei jeder Gelegenheit einfach so preiszugeben.

Man konnte die Juden auch an ihren Namen erkennen. Es gab ausdrücklich jüdische Namen wie Rosenfeld, Shapira, Rabinowitsch. Mein Name Uschomirski war nicht besonders jüdisch. Der Mädchenname meiner zukünftigen Frau war Kaz. Dieser Name war wie ein gelber Stern während des Zweiten Weltkriegs. Meine Frau erinnert sich: »Ich hatte keine Freunde beim Spielen im Hof, weil ich jüdisch war. In der Schule raufte ich mich ständig mit jemandem, weil ich oft gehänselt wurde. Das alles führte dazu, dass wir, jüdische Kinder und später junge Leute, uns zusammenschlossen und eigene Gruppen bildeten. Für mich war es so wichtig, mein Volk auf keinen Fall zu verraten und meine jüdische Identität nicht zu verlieren.«

Nach dem Berufsschulabschluss sollte jeder Absolvent vor ein Komitee treten, damit ihm sein künftiger Arbeitsplatz zugewiesen wurde. Es gab gute und weniger gute Arbeitsplätze. Für die Juden blieben oft nur die schlechten übrig. Es gab auch Betriebe, in denen Juden nicht arbeiten durften, weil in ihnen Waffen produziert wurden. Als ich vor das Komitee trat, wurde mir mitgeteilt, dass ich in einem ebensolchen Betrieb einen Arbeitsplatz bekommen sollte. Ich konnte meinen Ohren nicht trauen! Aber der Vorsitzende bestätigte mir, dass es wahr sei. Erst als ich die Papiere in meinen Händen hielt, fragte mich

einer aus dem Komitee: »Verzeihen Sie, ist Ihr Namen nicht jüdisch?« Aber da waren die fertigen Papiere, die man nicht für ungültig erklären konnte. Deshalb fragte ich sehr frech zurück: »Und Ihr Name ist nicht jüdisch?« Später habe ich verstanden: Sie waren zu faul, um in den Personalunterlagen meine Nationalität festzustellen, und begingen einen riesigen Fehler. Meine zukünftige Frau mit ihrem typisch jüdischen Namen Kaz hatte keine Chance, einen guten Arbeitsplatz zu bekommen.

Meine Familie – und meine Clique

Als ich elf Jahre alt war, starb mein Vater. Er hatte Lungenkrebs. Er wurde operiert, aber nach der Narkose blieb sein Herz stehen, und man konnte ihn nicht mehr wiederbeleben. Das war meine erste Konfrontation mit dem Tod in der eigenen Familie. Den Sarg mit der Leiche meines Vaters bahrte man in unserer kleinen Zweizimmerwohnung auf, und ich fürchtete mich sehr, vorbeizulaufen, wenn ich auf die Toilette musste. An der Beerdigung nahm ich nicht teil. Meine Oma meinte: »Man darf die Kinder nicht mit zum Friedhof nehmen.« Das würde mich traumatisieren. Neun Jahre später heiratete meine Mutter einen anderen jüdischen Mann, den sie noch aus ihrer Kindheit kannte. So bekam ich einen Stiefvater.

Trotz des latenten Antisemitismus gab es manche Möglichkeiten für jüdische Jugendliche, nicht Außenseiter zu bleiben. Mit 16 Jahren war ich Mitglied einer Clique. Ihr Leiter war ein zwei Jahre älterer hochgewachsener Ukrainer Wolodya. Wir wohnten im gleichen Plattenbauwohnhaus. Der Vater von Wolodya ging, als er zu viel Wodka getrunken hatte, im Hof umher und schrie: »Gib mir eine Sokyra¹, ich möchte den Juden den Kopf abhauen!« Alle in unserer Clique wussten, dass ich Jude bin. Diese Tatsache störte ihn allerdings nicht, weil ich

mich als guter Kamerad erwiesen hatte und mich mit anderen gut schlagen konnte. Außerdem duldeten sie ihre antisemitischen Witze, die sie ab und zu rissen. Es ist mir peinlich, das einzugestehen, aber ich hatte einfach Angst, und meine jüdische Identität war damals durch negative Erfahrungen geprägt worden. Interessanterweise habe ich viele Jahre später ähnlich peinliche Situationen erlebt. Zu diesem Zeitpunkt war ich schon Jesus begegnet, hatte aber bis dahin nicht viel Erfahrung mit meinem Glauben. Ich saß in einer Gruppe ungläubiger Männer. Einer erzählte einen vulgären Witz über Jesus. Ich lachte nicht mit, aber widersprach auch nicht. Doch danach habe ich beschlossen, nie wieder bei solchen Gelegenheiten zu schweigen. Trotzdem kann ich nachvollziehen, dass ein Mensch, der kein Held ist, in solchen Situationen versagt.

Nachdem ich schon drei Jahre in Deutschland gelebt hatte, besuchte ich zum ersten Mal meine Heimatstadt Kiew. An eine ganz besondere Begegnung kann ich mich recht gut erinnern. Ich traf Wolodya, den Führer unserer Clique, der zu diesem Zeitpunkt schon einige Jahre Gefängnis hinter sich hatte. Wir hatten uns schon seit 13 Jahren nicht mehr gesehen, sodass ich ihn kaum erkennen konnte. Er freute sich sehr, mich zu sehen, und war sehr freundlich. Er sah überhaupt nicht wie ein Krimineller aus. Und dann erzählte mir Wolodya mit Begeisterung, dass er nach dem Knast in einer Pfingstgemeinde zum Glauben an Jesus gefunden hatte. Wir unterhielten uns sehr gut, und er erzählte mir lange, warum er als Christ das jüdische Volk so sehr liebt. Ihm war es eine besondere Ehre, mir das mitzuteilen. Ich konnte damals kaum begreifen, dass dieser Jesus solche Kraft hat, aus einem Antisemiten einen Judenfreund zu machen!

GIBT ES GERECHTIGKEIT?

Eine schreckliche Entdeckung

In meiner Jugend begann ich, mich heimlich für meine jüdische Herkunft zu interessieren. So forschte ich in der Geschichte und im Leben meiner Vorfahren. Zu Hause fand ich ein Buch, das mir ziemlich komisch vorkam. Nur Namen. Lauter jüdische Namen und einige Bilder. Ich fand heraus, dass das die Namen der Juden waren, die in der Schlucht von Babij Jar am 29. und 30. September 1941 zusammengetrieben und umgebracht worden waren. Leider wurde die Geschichte des »Holocausts« in der ehemaligen Sowjetunion verschwiegen. Die Ideologie der Kommunisten war schon antisemitisch geprägt, und man wollte den Juden keine »Extrarolle« im Zweiten Weltkrieg zuteilen. Als nach dem Krieg das Verbrechen der Nazis in Babij Jar an die Öffentlichkeit drang, vertauschte man in den Berichten das Wort »Juden« mit dem Begriff »die sowjetische Zivilbevölkerung«.

Nach der offiziellen Version brachte man Juden um, aber nicht mehr und gezielter als irgendeine andere Nation. Deswegen wollte ich erfahren, warum so viele jüdische Namen in einem Buch gesammelt sind. Und warum ein solches Buch bei uns zu Hause war.

Die Namen waren alphabetisch geordnet. Aus reiner Neugier schlug ich die Seite mit dem Buchstaben »U« auf. Wie einen eine kalte Dusche zum Aufwachen bringt, so ging es mir, als ich die Namen von vier meiner Familienmitglieder las: den Namen meines Großvaters, meiner Tante und die Namen zweier Cousins, fünf und drei Jahre alt. Wie waren sie

umgekommen? Warum hatte mir das niemand erzählt? Gab es irgendwo ein Grab, ein Denkmal, wo man sie hätte beweinen können?

Meine Frau hat mir später erzählt, dass sie als Kind mit ihrer Familie ganz in der Nähe dieses Ortes Babij Jar lebte. Da gab es eine große Schlucht mitten im Wald. Kinder und Teenager spielten dort, ohne zu wissen, was in dieser Schlucht geschehen war. Oft fand man dort Knochen oder ein altes rostiges Messer. Ein Junge stieß dort auf eine deutsche Pistole ...

Dieser Ort des Grauens wurde bis ans Ende der 60er-Jahre durch kein Denkmal und keine Hinweistafel ausgezeichnet. Die Eltern und die Schwester meines Stiefvaters waren ebenfalls in Babij Jar ermordet worden. Ich kann mich noch gut erinnern, wie meine Mutter und mein Stiefvater jedes Jahr am 29. September besuchten und dort zwei Blumensträußchen irgendwo auf einen mit Gras bewachsenen Hügel legten. Das taten auch andere Hunderte Menschen, die keinen Ort hatten, wo sie ihre Toten beweinen konnten.

Erst nach 23 Jahren, als ich schon in Deutschland lebte, konnte ich die schreckliche Geschichte von Babij Jar ausführlich lesen. An diesem Ort des Grauens wurden am 29. September 1941 33 771 Juden (ausgenommen Tausende kleiner Kinder) aus Kiew und Umgebung erschossen. Das Massaker von Babij Jar war einer der Anklagepunkte in den Nürnberger Prozessen. Das sowjetische Anlageteam legte dort schriftliche Dokumente über die Exhumierungen vor. Im Jahr 1968 wurden weitere acht Mitglieder des Sonderkommandos 4a im »Callsen-Prozess« (SS-Führer Kuno Callsen war der Verbindungsoffizier Blobels zum AOK 6) vom Landgericht Darmstadt zu langen Haftstrafen verurteilt. Generalfeldmarschall Walter von Reichenau war schon 1942 an einem Schlaganfall gestorben. Generalmajor Kurt Eberhard verübte 1947 während seiner US-Internierung in Stuttgart Suizid.²

Im Mai 1971 wurde vor dem Landgericht in Regensburg ein Prozess gegen den Kommandeur des Polizeibataillons 45, Martin Besser (79), den Kompanieführer Engelbert Kreuzer (57) und den Feldwebel

der Kompanie Fritz Forberg (66) wegen Beihilfe zu tausendfachem Mord eröffnet. Schon nach zwei bzw. drei Tagen aber stellte man das Verfahren gegen Besser und Forberg aufgrund amtlich attestierter Verhandlungsunfähigkeit ein bzw. unterbrach es. Kompanieführer Kreuzer klagte man zudem als Mittäter bei 40 000-fachem Mord an. Im August 1971 wurde der Polizeimajor und SS-Sturmbannführer Kreuzer vom Gericht für schuldig befunden und zu sieben Jahren Haft wegen Beihilfe zum Massenmord von Babij Jar verurteilt. Darüber hinaus war er laut Urteil an den Morden von Berdytschiw, Chorol, Slawuta, Schepetowka, Sudytkow und Winniza beteiligt. Das Regensburger Landgericht war örtlich zuständig, da das Polizeibataillon 45 zum Polizeiregiment Russland-Süd gehörte und dessen Kommandeur René Rosenbauer in Regensburg lebte. Das Verfahren gegen den Oberstleutnant Rosenbauer, der das Kommando des oben genannten Regiments innehatte, wurde schon im Vorfeld wegen Verhandlungsunfähigkeit eingestellt. Keiner der Wehrmachtsoffiziere, die sich an Vorbereitung, Durchführung oder Vertuschung des Massakers beteiligt hatten, musste sich jemals vor Gericht verantworten.³

Ein Brief aus Kiew

Zu Hause fand ich unter einem Buchumschlag einen Brief, der in kargen Worten den Tod meiner Verwandten beschrieb. Den Brief hatte meine Tante an eine Organisation in Philadelphia (USA) geschrieben. Eine Kopie davon hatte meine Mutter unter dem Umschlag versteckt. Darin konnte ich einiges über den Tod meines Großvaters David Uschomirski und seiner Familie erfahren.

Ich schreibe Ihnen aus Kiew, der Stadt, in der die Tragödie von Babij Jar stattgefunden hat.